

GEORG SELZLE

Meine Erlebnisse als Rekrut beim Boxeraufstand in China

Vorbemerkung von Ottmar Seuffert



*Die Ermordung des deutschen Gesandten von
Ketteler.*

Dynastie! und *Vernichtet die Ausländer!* ausgegeben worden, am 11. Juni 1900 marschierten die Boxer in Peking ein, ermordeten den japanischen Legationssekretär, töteten chinesische Christen und plünderten Kirchen. Die Kaiserinwitwe am chinesischen Kaiserhof instrumentalisierte die Fremdenfeindlichkeit als Druckmittel gegen die Ausländer. Als den ausländischen Gesandten am 19. Juni mitgeteilt wurde, dass sie Peking binnen 24 Stunden zu verlassen hätten, machte sich der deutsche Gesandte Klemens Freiherr von Ketteler am Vormittag des nächsten Tages auf den Weg, um von den chinesischen Behörden Näheres über das zugesicherte freie Geleit und die erforderlichen Transportmöglichkeiten zu erfahren. Dabei wurde er ermordet. Wenige Stunden später befahl die Kaiserinwitwe, die auslän-

Der am 16. April 1879 in Emersacker geborene Georg Selzle war 1900 als Rekrut nach Augsburg eingezogen worden. Dort meldete er sich freiwillig zum deutschen Expeditionskorps nach China, das im Zusammenhang mit dem sogenannten Boxeraufstand von Kaiser Wilhelm II. nach Asien geschickt wurde. Hinter dem Aufstand stand die Geheimgesellschaft des *Schutzverbandes für Gerechtigkeit und Eintracht*, die von den Europäern als „Boxer“ bezeichnet wurde, weil deren Mitglieder rituelle Kampfsporttechniken ausübten. 1898 war von ihnen die Losung *Stützt die mandschurische Qing-*



Das Selzle-Anwesen vor 1940.

dischen Gesandtschaften anzugreifen, und erließ am 21. Juni sogar eine Kriegserklärung.

Am 14. August 1900 nahm eine aus 2066 Mann bestehende Armee, deren Kontingente aus acht Nationen (England, Deutschland, Russland, Frankreich, USA, Japan, Italien und Österreich) gebildet worden waren, die Hauptstadt Peking ein, das die Kaiserinwitwe verlassen musste. Am 7. September 1901 wurde das Boxerprotokoll unterzeichnet. Darin verpflichtete sich China, eine Sühnegesandtschaft nach Deutschland zu entsenden, den Ausländern die Stationierung ihrer Truppen an strategisch wichtigen Punkten zu erlauben und die dafür anfallenden Kosten durch Anleihen bei den Siegerstaaten selbst aufzubringen. Im Februar 1912 dankte die Qing-Dynastie zugunsten der Republik ab.

Georg Selzle schilderte Ende 1962 und Anfang 1964 die 48 Tage seines China-Einsatzes vor dem Veteranen- und Kriegerverein von Donauwörth, dessen Ehrenmitglied er war. Am 18. Juli 1964 verstarb Selzle im Alter von 85 Jahren in Donauwörth.

I. Teil

Ich habe mich verpflichtet, dem Veteranen-, Krieger- und Soldatenverein einen Unterhaltungsabend zu geben. Ich bin kein Redner – das möchte ich gleich vorausschicken –, es ist ja auch kein Vortrag, sondern es soll eine Erzählung sein. Da muß ich vorausschicken, wie es kommt, daß ich nach China kam. Meine älteren Kameraden, die werden alle noch wissen, was im Jahre 1900 passiert ist. In China wurde seinerzeit der deutsche Gesandte Freiherr von Ketteler am 20. Juni 1900 ermordet. Natürlich haben sich die Europäer so etwas nicht bieten lassen und haben an China ein Ultimatum gestellt. Die chinesische Regierung mußte sich bei der deutschen Regierung entschuldigen und Sühne leisten. Welcher Art und Weise die Sühne war, das weiß ich nicht. Sämtliche europäischen Völker und das amerikanische Volk haben sich dem Aufruf seiner Majestät Kaiser Wilhelm II. angeschlossen, als er den Ruf erschallen ließ: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!“ Also nicht nur deutsche, sondern auch Truppen aus Asien, also die Japaner, die Amerikaner und sämtliche europäischen Staaten.

Als der Aufruf erfolgte – ich war ja noch Rekrut seinerzeit beim 3. Infanterieregiment in Augsburg –, meldete ich mich freiwillig. Vom Arzt



Die deutsche Gesandtschaft in Peking. Foto: gem



Chinesischer „Boxer“, 1900. Foto: gem

als tauglich befunden, und eilig war es wahrscheinlich auch – alle wurden sofort eingekleidet, die tropentauglich waren. Mein Hauptmann wollte mich nicht gerne fortlassen. Aber es hatte keinen Wert. Ich kam als letzter mit, weil ich noch nicht volljährig war. Ich brauchte die Bestätigung meiner Eltern und des Bürgermeisters der Gemeinde Gunzenheim. Das war am Samstag, am Montag sollten wir schon nach München. Da habe ich zum Herrn Hauptmann gesagt: „Ja, das geht! Ich fahre am Samstagabend nach Donauwörth, laufe von dort nach Gunzenheim hinüber und komme am Sonntag in

der Frühe mit dem Schnellzug um halb sieben wieder nach Augsburg zurück.“ Bei der Nacht heimgekommen, ging ich sofort zum Bürgermeister, um mir die Genehmigung zu holen. Mein alter Herr war ganz stolz, weil ich mir das zugetraut habe, das war alles recht. Am Sonntag, also um acht Uhr herum, war ich wieder in der Kaserne in Augsburg. Es war alles vorbereitet. In allen Kleidungsstücken, in die der Soldat seinen Namen hineinnähen mußte, hatte das der Kammerunteroffizier schon erledigt. Dieser hatte auch eine große Freude, weil ich für tauglich befunden worden war und fort durfte. Tipp topp ist alles gerichtet gewesen.

Am Montag war Aufstellung im Kasernenhof mit Herrn Oberst von der Tann, dann ging es weiter nach München in die Max-II-Kaserne. In München sind wir ungefähr acht Tage geblieben und wurden gedrillt. Selbstverständlich sind wir bayerisch geblieben, das Bataillon, vor allem die bayerische Kokarde zur deutschen Kokarde wie eben die anderen. Wir hatten überall die bayerische Kokarde am Helm. Unser Führer des Bataillons war Major Graf von Bothmer, der war vom Leibregiment. Verpflegung und das Exerzieren in München war nicht so schlimm. Allerdings war Oberwiesenfeld schon ein bißchen ein öder Ort, aber im Alter von 20 Jahren, da konnte man das schon aushalten. Die Verpflegung war sehr gut in der Max-II-Kaserne. Zudem doppelte Menage, doppelte Löhnung. Das war schon

etwas mehr als das, was ein gewöhnlicher Rekrut in der Garnison hatte. Am folgenden Sonntag hieß es Abschied nehmen von der Stadt München. Die Münchner waren so begeistert. Wenn einer kam, hatte er den Strohhut auf einer weiß-blauen Seite aufgekrepelt und die große blau-weiße Kokarde. Wenn man in das Wirtshaus kam und sich nicht zu den Gästen hingesezt hat, dann sind sie eben zu uns an den Tisch gekommen. Vom Bezahlen keine Spur, das ist wirklich wahr, die Münchner waren in dieser Beziehung großartig. Am Samstag war Abschied im Hofbräuhaus. Es gab ein vorzügliches Essen samt Trinken, und mancher kam benebelt heim. Ich glaube nicht, daß ich einen Rausch hatte, ich weiß es nicht mehr. Damals war die ganze Generalität vertreten, und was das Schöner war, die Kadetten von der Kriegsschule, die haben untereinander für uns gesammelt. Sie saßen neben unserem Tisch, und jeder hat einen ganzen netten Batzen bekommen. Wir haben uns höflich bedankt und wurden mit der Regimentsmusik nachts um ein Uhr – das ist immer Polizeistunde, für die Damen natürlich nur – in die Kaserne hinausgespielt. Da hat es geheißt, jetzt geht es gleich fort. Das war aber nicht der Fall.

Am Sonntag hat sich nichts gerührt, am Montag ist endlich der Befehl gekommen: „Alles fertig machen!“ Wir hatten die normale Infanterie-Ausrüstung mit Tornister. Außerdem hatten wir einen wasserdichten Reisesack, in dem die ganze Wäsche war und das Zeug drinnen. Am Montag ist es dann noch nichts geworden mit dem Aufbruch. Stattdessen wurde alles geprüft. Draußen vor dem Kasernentor stand die Münchner Bevölkerung. Die haben gewartet, ob wir ausmarschieren oder ob wir noch dableiben. Am Montagabend kam dann der Befehl, daß niemand mehr die Kaserne verlassen darf. Um neun Uhr abends kam dann der Befehl: „Heute Nacht wird ausmarschiert!“ Wir waren einesteils ja froh, als es endlich fortging. Um 12 Uhr kam der Feldwebel daher, „Antreten!“, also „Jetzt geht’s los!“ – wenn der Feldwebel oder die Mutter der Kompanie das sagt, dann wird es schon so sein, dachten wir uns. Also wurde den Kasernenhof hinuntermarschiert, kompanieweise und ziemlich rasch hintereinander. Der Major war schon da, auch die sämtlichen vier Hauptleute. Dann hielt der Major noch eine kurze Ansprache. Dann ging’s beim Kasernentor hinaus mit drei Regimentsmusiken. Das war eine Musik, ganz gleich, ob man da hinten oder vorne marschierte, das war gleich. Wo geht’s hin? Wir haben zunächst geglaubt, es geht an den Hauptbahnhof hinaus. Aber es ging in eine ganz andere Richtung. Wir marschierten nach Laim, kamen an den Bahnhof, der war so voller Leute, daß wir kaum durchkamen. Das Schönste war, da wir in Gruppenkolonnen hinausmarschierten, verdoppelten wir uns. Die

Damen stellten sich einfach zwischen uns, packten unsere Tornister und hängten sie um. Das Gewehr hätten sie auch noch haben wollen, aber wir haben es ihnen nicht gegeben. Manch eine hat es schon oben gehabt auf der Schulter, und so sind wir nach Laim marschiert. Da war dann aber ein Militär-Absperrungskommando, Frauen durften nicht hinein. Es war alles sehr gut organisiert, die Eisenbahnwaggons waren alle numeriert. Außerdem war angeschrieben, welche Truppen oder welche Kompanie in welchen Wagen hinein kommen. Bald saßen wir glücklich im Zug, unsere Wäschesäcke waren im Packwagen verstaut worden, und so konnten wir es uns dann im Abteil drinnen bequem machen. Man hat sich bequem setzen können. Die neuesten Eisenbahnwaggons, die es damals gegeben hat, haben wir gehabt. Es wurde zwei Uhr, der Zug fuhr nicht, die ließen uns nicht hinaus. Bald war es halb drei Uhr. Auf einmal kam das Signal „Aussteigen!“ So, jetzt können wir wieder heim, haben wir uns gesagt, doch das war nicht der Fall. Der Kommandeur des Bataillons hat als oberster Führer des Zuges gesagt. Die Soldaten sollen sich auf dem Gehsteig die Beine vertreten. Da hatten wir noch keinen Rausch, aber bald danach haben wir ihn bekommen. Man war ausgestiegen, natürlich haben die Zivilisten sich gesagt, die brauchen ja doch etwas zu trinken, da sie herausmarschiert sind. Die haben Bier gebracht, und alles wurde herübergereicht. Kein Soldat durfte hinaus und kein Zivilist herein.

Später kam das Signal, es war zehn Minuten vor fünf Uhr frühmorgens: „Einsteigen“! Alle stiegen wieder ein, und der Zug fuhr ab. Das war um fünf Uhr. Also jetzt ging's dahin. Wir waren froh, daß der Eisenbahnzug beim Bahnhof Laim draußen war. Wir fuhren über Ingolstadt nach Eichstätt. In Eichstätt kam schon wieder der Befehl: „Kaffee fassen!“ Jeder nahm sein Feldgeschirr und verließ den Zug, um Kaffee zu fassen. Vier Liter hätte jeder haben können, soviel Kaffee haben die Rot-Kreuz-Schwester und -sanitäter verteilt. Zuerst nahm ich meinen Morgenkaffee. Man bekam zwei Semmeln dazu. Das habe ich gegessen, und dann haben wir einen Feldkessel voll Kaffee geholt. Ich habe meine Feldflasche damit gefüllt, weil ich mir sagte, „Du brauchst was zum Trinken auf der Fahrt“. Wir hatten ungefähr eine halbe Stunde Aufenthalt in Eichstätt, dann ging es weiter, und zwar bis nach Würzburg. Dort gab es ein reichhaltiges Mittagessen. Ich weiß nicht, wo die alles so schnell hergebracht haben. Bier und Essen konnte man haben, was man wollte. Also das ist nicht schlecht, dachten wir uns, wenn das so weitergeht, da können wir es ja aushalten. Nach dem Mittagessen ging es weiter bis Probstzella, das ist die Grenze zwischen Bayern und Mitteldeutschland. In Probstzella war ungefähr eineinhalb Stunden

Aufenthalt gewesen. Der ganze Bahnhof wurde seinerzeit von allem, was grün war, geplündert. Tannenzweige hat man heruntergerissen und damit Waggons und Lokomotiven zudekoriert. Als der Zug weiterfuhr, war das eher ein grüner Wald. Aber die jungen Kerle waren nicht zu stoppen. Zuerst wurde ein Dienstelegramm an den Prinzregenten gesandt, daß die bayerischen Truppen jetzt die Grenze überschreiten. Dann ging es über Eisenach, das wir nachts passiert haben, die Wartburg war beleuchtet, dann ging es weiter nach Hannover. In Hannover war wieder Kaffee-Trinken angesagt. Wenn wir gehalten haben, warfen die Zivilisten alles Mögliche in den Zug, Zigarren und Rauchwaren. Nach dem Kaffee-Trinken ging es weiter bis nach Bremen, dort gab es wieder ein sehr gutes Mittagessen. Von dort aus fuhren wir nach Bremerhaven. Noch in Bremen kamen in meinen Waggon für jeden Mann eine Flasche Wein und ungefähr fünf Dauerwürste (also die Hartwürste, die man früher gehabt hat), die von der Stadt Bremen gestiftet worden waren. Wie wir das so verteilen im Waggon drinnen, geht ein Matrose draußen vorbei, ich schaue hinaus und sehe, daß es mein Bruder Selzle ist. Der ist von Kiel herübergefahren und hat mich da besuchen wollen. Der Feldwebel, der bei uns drinnen gewesen ist, ich weiß nicht, ob es ein Augsburger war, der war von der 11. Kompanie, Moser hat er sich geschrieben, der hat die Sachen verteilt. Ich habe halt zu dem gesagt, daß das mein Bruder ist, da sagt er, der kann mit nach Bremerhaven hinausfahren, und der hat genau soviel bekommen, wie jeder Soldat drinnen auch. Er hat uns erzählt, daß er acht Tage später nach Afrika fährt, also der hat genau das bekommen, was wir auch bekommen haben. Dann sind wir nach Bremen herausgekommen. Zuerst hat es geheißen, Seine Majestät verabschiedet uns persönlich. Wir haben unsere Sachen verstaut, und von meinem Bruder, der sich da besser ausgekannt hat, habe ich meine Sachen in Ordnung gehabt, was eben so dazu gehört, der Rettungsgürtel, und was wir alles haben mussten. Dann sind wir ein bißchen hinaus und sind spazierengegangen. Nachmittags vier Uhr, der Kaiser kommt nicht – es sind allerhand Gespräche durchgegangen, so und so. Auf einmal sieht man ein weißes Schiff die Wesermündung herunterkommen. Jetzt hat es geheißen, der Kaiser kommt, es war aber nicht der Kaiser, sondern Prinz Heinrich, ein Bruder des Kaisers. Der ist dann auf die Kanzel hinaufgestiegen, hat seine Abschiedsworte gesprochen. Er hat gesagt: „Der Dank des Vaterlandes ist euch gewiß.“

Nach der Rede kam das Signal „Alles Einsteigen!“, und dann sind wir auf unser Schiff hinüber. Ich bin mit dem Doppelschraubendampfer Venezia gefahren. Wir waren ca. 3000 Mann, und was man für 3000 Mann an

Verpflegung braucht, war alles da. Der Kasten war 170 Meter lang, wie breit, weiß ich nicht mehr. Als wir alle in unseren Kajüten waren, konnte es losgehen. Dann sind die Leuchter gleich gekommen und haben die Venezia in die Wesermündung hinausgezogen, so ein großer Koloß. Wie wir auf der Weser draußen sind, da lassen die Fährschiffe aus und fahren wieder zurück, und der Dampfer fährt übers Meer fort. Da sind wir hinausgekommen bis in den roten Sandlauf, das ist die Wesermündung, und wie wir die Nordsee erreicht hatten, da kamen andere Wellenberge. Da sind Wellenberge dahergekommen, daß man sich gefürchtet hat, da hat man gemeint, wenn jetzt der Wellenberg über das Schiff kommt, dann muß es kaputt sein, aber das ist nicht der Fall. Aber der alte ergraute Kapitän, der hat zu unserem Herrn Oberst – da sind wir ja mehr Leute geworden, in dem Zug war nur das bayerische Bataillon, aber auf dem Dampfer ist dann noch ein preußisches Bataillon dazugekommen –, der hat gesagt, jetzt werden die Anker geworfen und gewartet bis Morgen früh, dann geht's weiter, und so ist es auch geschehen. Mein Bruder hatte zu mir gesagt: „Schorsch, wenn du von der Seekrankheit etwas spürst, da hast du eine Flasche Cognac und einen Pumpernickel“, das ist das preußische Kommißbrot, „und da legst du dich irgendwo in eine Ecke, wo dich kein Mensch nicht sieht, und bleibst liegen, bis du den Rausch ausgeschlafen hast.“ Wie wir weggefahren sind vom roten Sandleuchtturm und sind in die Nordsee hinausgefahren und dem Wellengang, da ist schon alles an die Reling gesprungen und hat Gott Neptun geopfert. Auf unserem Dampfer ist von der kaiserlichen Marine ein Signalmaat auf unser Schiff kommandiert worden, der Flaggenzeichen hinausgab. Das war ein guter Kamerad von meinem Bruder, und der hatte ihm gesagt, er soll sich ein bißchen um mich annehmen. Ich muß sagen, dem bin ich dankbar und meinem Bruder auch. Wie der gesehen hat, daß ich auch an die Reling hinlaufe und gurgle, hat er gesagt: „Geh' jetzt weg“, und hat die Flasche Cognac genommen und den Pumpernickel und gesagt: „Jetzt legst du dich in das Rettungsboot hinein. Da sind wollene Decken drinnen, da legst du dich jetzt hinein.“ Der Selzle hat das gemacht, hat sich mollig eingewickelt und getrunken, bis die Flasche leer war. Allerdings habe ich gut geschlafen, und wie ich ausgeschaut habe, als ich aufgewacht bin, das braucht ihr nicht zu wissen. Ich habe so lange geschlafen, bis wir an den Niederlanden vorbei waren, und als ich aufgewacht bin, war alles verklebt. Dann bin ich aufgestanden, und der Maat war wieder da und hat mir einen Kübel warmes Wasser gebracht, mit Salzwasser wäre das gar nicht weggegangen. Da habe ich mich gewaschen, und wie ich dann wieder sauber war, habe ich mich frisch angezogen. Bin dann an die Reling, wo die anderen

alle noch drangehängt sind, mir hat man nichts angesehen. Bin dann wieder in meine Kiste hineingekrochen und habe weitergeschlafen.

Aufgewacht bin ich zwischen Dover und Calais und war munter, da hat nichts mehr gefehlt. Da muß ich dann sagen, daß der Blick auf Frankreich gegen die Ostküste, wenn man so durchfährt, ein wunderbarer Anblick ist. Die Normandie, die sauberen Häuser sind nicht groß, aber reinlich, sauber, alles schön weiß getüncht. Während die englische Küste, das ist ein starrer Kreidefelsen, da sieht man nichts wie Fels, da sieht man kein Haus, bis man herunterkommt bis nach Dover, also unterhalb Dover. Ich habe mich recht wohl gefühlt dabei, war nicht mehr seekrank und habe die anderen ausgelacht. Das sollte man nicht tun, weil es einem selber nochmals passieren könnte. Dann kamen wir allerdings runter in ein Wasser, das ist der Golf von Biskaya, ein sehr gefürchtetes Wasser in der Seefahrt. Unmassen von Schiffen sind da schon untergegangen. Entweder hat der Golf von Biskaya Riffe unter dem Wasser, auf die die Schiffe auflaufen können, oder es ist so stürmisch, daß es sie an die Ufer schmeißt. Die ganze Fahrstrecke runter eine Brandung haushoch, wie es die Wellen hinaufwirft, und eine Kälte. Kurz und gut, alles was man hatte, zog man an, den Mantel, einfach alles. Da sagte der Matrose: „Das werdet ihr alles gleich wieder wegschmeißen, wenn ihr auf Kap Finisterre kommt.“ „Das wird schon gut sein, da erfriert man ja.“ Fast zwei Tage durch den Golf von Biskaya. Wie wir nach Kap Finisterre gekommen sind, das ist die Nordspitze von Spanien, das war gerade wie Tag und Nacht. Da geht unmittelbar der Golfstrom herauf. Wie wir auf den gekommen sind, war eine Wärme, daß man alles, was man vorher angezogen hatte, wieder auszog. An der spanischen Nordküste, vorbei an der Westküste bis nach Kap Oporto, wo die Nordspitze von Portugal beginnt. Eine wunderbare Fahrt herunter – das schöne Meer, die schönen Landschaftsbilder – die Küste entlang, das war ein wunderbares Bild.

Runter bis Kap Vinzenz, da biegt man in die Meerenge der Straße von Gibraltar ein. Von Kap Vinzenz an ist das einzige Interessante, daß man da ein Leuchfeuer sieht, also schon einen Leuchtturm, aber die Leuchttürme haben ein spiralförmiges Leuchfeuer vom Boden bis hinauf. Für mich war das Bett jetzt Nebensache, mein Maat hat gesagt: „Da nimmst du jetzt deine Hängematte und hängst sie einfach wo auf, und da legst du dich nachts hinein.“ Das habe ich gemacht. Ich bin dann nachts in meine Hängematte, und wie ich in der Früh aufwachte und auf das Deck schaute, war das voller Fische. Also die lagen da wie hingezählt. Fische in der Größe wie unsere Heringe. Das sind die sogenannten fliegenden Fische, die kommen in Schwärmen – wie wenn sich bei uns im Herbst Stare sammeln –, sie stoßen

aus einer Welle heraus, fliegen vielleicht 100 Meter weit. Wenn sie eben zu hoch fliegen, dann landen sie auf das Schiff. Das war dick übersät. Ich habe das natürlich bewundert und mir gedacht, wie kann das sein. Werden die Fische verfolgt? Da hat dann der Offizier vom Schiff gesagt: „Nein. Das ist da immer, da sieht man keinen Raubfisch, sondern die spielen da und lassen sich über den Meeresspiegel heraus von den Wellen tragen, spreizen ihre Seitenflossen auf und fliegen fort.“

Dann kamen wir in die eigentliche Straße von Gibraltar. Bevor man da durch kommt, fährt man mitten im Meer an zwei Felskegeln vorbei. Die Geschichte (Mythologie) lehrt, das seien die Säulen des Herkules. Auf diesen Säulen ist die Weltkugel getragen worden. Ununterbrochen ging die Fahrt weiter. Wir fuhren am Hafen von Gibraltar vorbei. Die Meerenge ist ziemlich eng. Auf der rechten Seite die afrikanische Küste und links der Felsen von Gibraltar. Dort stand eine Musikkapelle, die hat das Deutschlandlied gespielt. Man fährt unmittelbar unter dem Felsen durch, wir haben mit einem dreifachen „Hurra“ geantwortet, auf Befehl natürlich, und dahin ist es gegangen an den Balearen vorbei und an der afrikanischen Küste entlang immer weiter fort im Mittelmeer. Etwas Herrliches ist das, wenn man bei der Nacht an der Küste entlang fährt, besonders wenn eine Hafenstadt kommt, die Beleuchtungen sind ein wunderbarer Anblick.

So ging es dann über Tunis, Tripolis, Tobruk, Alexandrien nach Port Said, das wir am zwölften Tag erreichten. Vor der Einfahrt in den Hafen Ismael – das ist der Hafen von Port Said – steht mitten im Meer das ungeheure Denkmal vom Erbauer des Suezkanals, von dem Franzosen Lesseps.⁵ Wie wir in den Hafen von Ismael einfuhren, am Boden umringt links und rechts lauter Händler mit Zigaretten. Also kein Fremder durfte an Bord, das war strengstens verboten, aber die sind ja findig, die schmissen eine Leine herauf, banden einen Korb hin. „German 1 Reichsmark“, da hatten sie einen Haufen Orangen, Bananen, Datteln, eben alles, was so ist, in den Korb hineingeht, hineingetan für eine Reichsmark. Es wurde uns gesagt, wir sollten kein Geld hinuntergeben – zuerst die Ware herauf, und dann erst bezahlen, das haben wir befolgt. Die Hafenzwischenpolizei, die kann umherfahren und draufhauen auf die Händler, die genieren sich nicht. Die gehen ein Stückchen weg, um das Schiff hinten herum, und dann sind sie eben auf der anderen Seite.

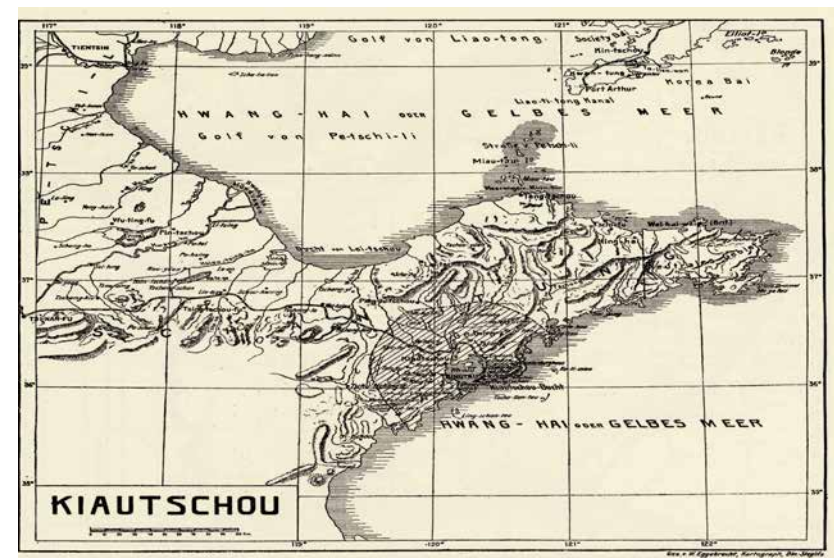
Viel interessanter sind natürlich die Fellachen-Buben und die Negerbuben. Das war ein Chor von Buben, die immer geschrien haben: „Money, money – tey, tey, tey“. Wenn man einen Zehner hinuntergeschmissen hat – das Schiff ist doch hoch –, also ins Wasser hinaus, dann tauchen sie unter,

holen den Zehner raus und nehmen ihn in den Mund und zeigen ihn dir dann. Also wie flink die sind, da muss man staunen. Die Herren Offiziere haben auch ein Markstück hinuntergeschmissen, die haben ein großes Fest gehabt. Wenn die Polizei von den Buben einen heruntergeschlagen hat mit dem Gummiknüppel, das war denen egal. Die sind unter dem Polizeiboot durchgetaucht und drüben ausgelacht, und schon wieder waren sie am Schiff. Uns hat das ungeheuren Spaß gemacht. Es wurde Abend, und es war Zeit, ins Bett zu gehen. Da sagte der Maat: „Daß du heute Nacht hinunter gehst ins Bett!“ Ich fragte warum. Er antwortete, daß Kohlen an Bord genommen werden. Das möchte ich auch sehen, habe meine Hängematte aufgehängt und mich hineingelegt. Ich hörte, wie die Kohlen herangefahren wurden und bei uns auf dem Schiff in den Kohlenbunker hinuntergeschüttet wurden. Ich habe doch nicht gedacht daß das so schlimme Folgen haben könnte. In der Frühe, als ich aufwachte, konnte ich kein Auge aufmachen. Alles war kohlrabenschwarz vor lauter Kohlenstaub. Nun mußte der Maat wieder helfen, er mußte wieder warmes Wasser bringen, damit ich mich waschen konnte, also das hat er auch bereitwillig gemacht. Er sagte: „Ich habe es dir gesagt, hättest du auf mich gehört, dann müßtest du das jetzt nicht machen.“ Das habe ich jetzt auch mitgemacht, das reut mich nicht, denn es hatte mich interessiert. Während der Nacht ist dann von uns noch das Lazarettsschiff Gera eingefahren, das auch drüben in China stationiert war, und außerdem sind die SOS Hochsee-Torpedoboote 91, 92 und 93 eingefahren. Die haben neben uns Anker geworfen. Als sie wieder weggefahren sind, das habe ich nicht gesehen, denn als wir in der Früh weg sind, da waren die schon fort. Jetzt geht es in den Suezkanal. Also es ist schon ein Kunststück, einen Kanal durchzustechen auf 95 km Länge, daß man die Verbindung herstellt und die Gleichheit von verschiedenen Wassern, weil wir doch Ebbe und Flut haben. Allerdings geht der Suezkanal durch zwei Seen hindurch. Die liegen auf der arabischen Seite von Kleinasien und auf der Seite von Afrika. Drüben ist Ägypten, und das Schöne ist, wenn man durch die Seen fährt, da kann man ein Bild sehen von Tausenden Flamingos und Störchen, die da in diesen Sumpfniederungen umherstolzieren. Das ist ein wunderbarer Anblick. Die ägyptische Seite ist ja mehr Sand, aber bietet auch seine Reize. Da sind die Grenzwärter, wenn die mit ihren Kamelen daherkommen und patrouillieren längs des Kanals entlang. Linkerhand liegt Arabien, rechterhand Ägypten. Ein Schiff darf durch den Suezkanal nur mit einer Schnelligkeit von fünf Seemeilen fahren, die langsamste Fahrt, da kann man fast nebenherlaufen. So eine langsame Fahrt, die dürfen nicht mit Volldampf hier durch. Jedes Schiff hat erst, wenn es die

Hälfte passiert hat – ab der Stadt Ismailia –, dann freie Fahrt bis Suez. Das braucht nicht mehr an den Ausweichstellen warten, während zur Hälfte im Kanal jedes Schiff, das einfährt, halten muß, um ein entgegenkommendes Schiff vorbeizulassen. Der Kanal ist manchmal so eng, daß zwei Schiffe nicht aneinander vorbei können.

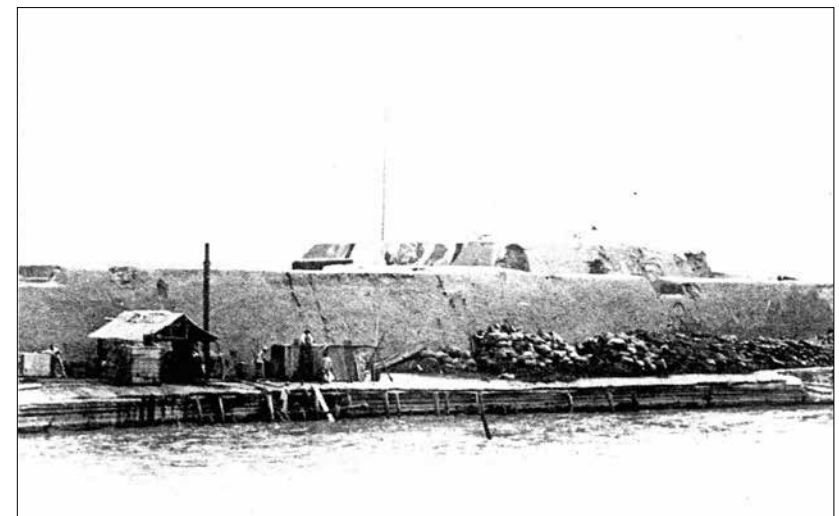
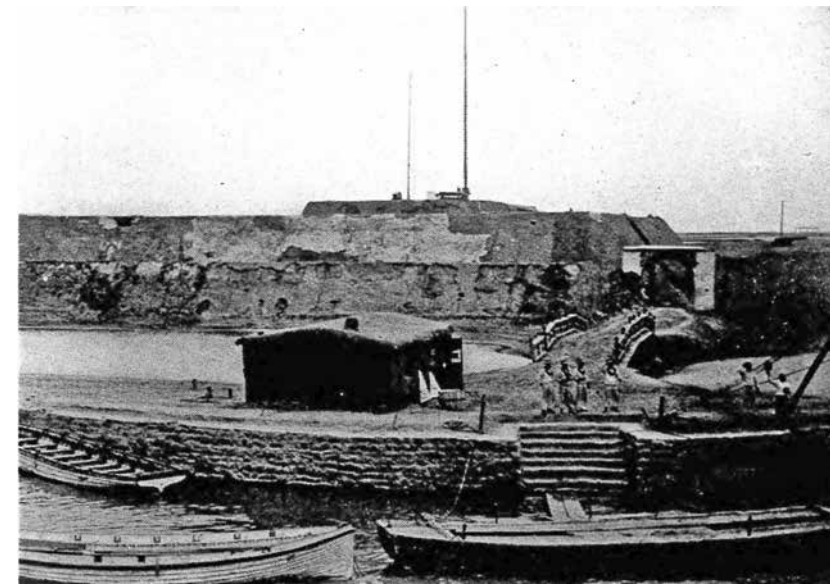
Da haben wir etwas Wunderbares erlebt. Ein französischer Truppentransportdampfer kam von Martinique herauf und wollte nach Marokko fahren. Auf einmal geht es auf dem französischen Dampfer drüben los: Hoppla, hoppla, hopp, alles über Bord. Da sind die Milizionäre einfach über Bord gesprungen. Die einen sind auf die ägyptische Seite gekommen, wir haben 13 aufgenommen, da könnt ihr euch denken, mit welchem Wasser die heruntergeschwemmt wurden. Solange die im Wasser sind, darf die Deckwache schießen, und sobald sie ein Schiff oder das Land erreicht haben, darf nicht mehr geschossen werden. Den 13 von uns aufgenommenen Milizionären wurden Strickleitern zugeworfen und Taue. Nachdem sie das erreicht hatten, durfte die Deckwache nicht mehr schießen. Es waren nette Menschen und gute Soldaten, schneidige Kerle, die haben sich dann bei uns eingereiht. Suez erreichten wir abends, da sind wir nur in den Hafen eingefahren. Wahrscheinlich haben die bei den Hafenbehörden etwas zu erledigen gehabt, wir sind so reingefahren und mit einem schwachen Bogen heraus ins Rote Meer. Jetzt kam die Flutwelle. Da ist am anderen Tag ein Kompaniebefehl durchgegangen, da kam die Meldung, wer glaubte, daß er fähig ist, in die Kohlenbunker hinunterzugehen und die Kohlen in den Kesselraum zu schaffen, sollte sich melden. So und soviel bezahlt der Kapitän pro Stunde, die Getränke waren sehr gut, und es gab viel. Ich habe mich untersuchen lassen, da sagte der Stabsarzt Dr. Kolb: „Du bist ein fester Kerl, du kannst schon hinuntergehen.“ Ich sagte: „Ich möchte schon hinunter, da kann man Geld verdienen.“ Jetzt bin ich eingeteilt als Kuli, das ist eine anstrengende Arbeit, aber es ist nicht schlimm, wenn man das Arbeiten gewohnt ist. Nach zwei Stunden wird man abgelöst, da geht man hinauf, wo die Matrosen wohnen, da stehen ein paar Kannen mit steifem Grog drinnen, also Tee mit ziemlich Schnaps, da kann man trinken, was man mag. Dann hat man vier Stunden wieder frei, dann geht man wieder zwei Stunden hinunter. Ich war aber froh, für die Durchfahrt durchs Rote Meer braucht man drei Tage, wie wir die Straße von Bab el-Mandab erreicht haben, die Ausfahrt vom Roten Meer. Ich habe eine schöne Stange Geld verdient, für die damalige Zeit, da waren 20 Reichsmark viel. Ich habe genug bekommen. Wenn man einmal in den Indischen Ozean hinausfährt, da ist wieder eine ganz andere Temperatur. Jetzt kamen wir an die Ausfahrt des Roten Meeres in die Straße von Bab el-Mandab.

Das ist eine sehr enge Wasserstraße, ich denke, daß ich vom Schiff aus einen Stein an das Ufer schmeißen könnte, so eng war das. Links lag Aden, rechts die französische Stadt Djibouti, das ist Französisch-Somaliland, die Hauptstadt von Französisch-Somalia, und was noch das schönere ist: auf einen Schlag eine ganz andere Vegetation, also was man da an Palmen und sonstigen Tropengewächsen sehen konnte, da staunten wir. Interessant ist hier die Bahn von Djibouti nach Addis Abeba, das ist die Hauptstadt von Äthiopien. Die schlängelt sich von der Meeresebene hinauf auf 1800 Meter, da sieht man dann wunderbar die Häuser von Addis Abeba. Rechts kam die Insel Socotra, eine ziemlich große Palmeninsel mit Kokos- und Dattelpalmen, Bananen, nichts anderes hat man da nicht gesehen. Nun begann eine wasserlose Wüste ohne Sicht, ungefähr fünf bis sechs Tage. Da sieht man nichts anderes wie Himmel und Wasser, keine Insel, kein Festland, ein entgegenkommendes Schiff sieht man, das ist eigentümlich. Wenn man vom Schiff die Mastspitzen sieht, dann kann man die Entfernung nicht wissen, aber wenn das ganze Schiff auf der Meeresoberfläche steht, dann ist es genau 15 km weg. Der Durchmesser vom Horizont beträgt nicht mehr wie 30 km. Dann kamen kleinere Inseln. Ceylon kam in Sicht, die Hafenstadt ist Colombo. Wir durften nicht an Land, das war eine englische Kolonie. Die Engländer haben es nicht gerne gesehen, daß Deutsche mit ihren Waf-



fen hineingehen. Wir sind nicht lange dort geblieben, nur über Nacht. Am Kai, also am Hafen entlang, waren wunderbare Hotels, es ist eine ganz andere Gegend, wenn man die Palmenhaine sieht, man könnte sich tagelang hinstellen, um dieses zu besichtigen. Interessant war noch – in der Früh um acht Uhr kam ein französisches Kriegsschiff, ein sogenanntes Dreieckschiff. Die haben früher eine andere Bauart gehabt, das kam herein, gab 21 Schüsse ab. „Was ist das?“ haben wir uns gefragt. Wir haben dann gesehen, auf die 21 Schüsse wurden sofort von den Landbatterien 21 Schüsse abgegeben, und sämtliche Schiffe haben Flagge gehißt, also mußten alle Farbe bekennen. Es lagen 30–40 Schiffe in dem Hafen, die mußten also ihre Nationalfarbe zeigen. Der Kapitän hat auch einen Fockmast – unter dem Steven hat er die Flagge gezogen. Dann ist man wieder heraus gefahren aus dem Hafen Colombo. Jetzt kam wieder eine ganze weite Wasserwüste, zehn Tage Himmel und Wasser ohne eine Insel, bloß Schiffe. Endlich erreichten wir die Nordspitze von Sumatra, man fuhr zweieinhalb Tage entlang, denn das ist eine große Insel. In der letzten Hälfte fährt man in die Straße von Malakka ein, da sieht man dann links und rechts Land. Wenn man durch die Malakkastraße durch ist, kommt man nach Singapur. Als wir einfuhren, mußte unser Kapitän auf der Regenhaut mit dem Außenhaken bleiben, und zwar aus dem einfachen Grunde: Zwischen Colombo und Singapur verloren wir einen Mann an Typhus, und er wurde im Indischen Ozean versenkt. Das ist ein schauriger Anblick, wenn man einen Menschen in ein Segeltuch mit Blei- oder Eisenstücken einnäht, und so wird er an die Reling hingeschoben und hinuntergeschmissen. Aber wir mußten in Quarantäne bleiben in Singapur. Die Ärzte kamen gleich mit und haben den Gesundheitszustand der Mannschaft geprüft, es kamen auch Regierungsbeamte von Singapur, aber es lag kein Fall mehr vor, da durften wir am zweiten Tag nach Singapur einfahren.

Da war uns das Glück beschieden, daß wir an Land gehen durften, ohne Waffen. Bei uns hat fast jeder einen Revolver gehabt, den hat man einfach eingeschoben, und zwar ist man am ersten Tag in den Zoologischen Garten von Singapur gelaufen. Meine Herren, wenn Sie so etwas sehen, also da ist ein großer Teil vom Dschungel dabei, das ist direkt im Urwald. Da sind einfach Gänge durchgetrieben mit starkem Drahtgeflecht, da kann man spazieren gehen, tagelang kann man sich da aufhalten. Da gibt es sogar ziemlich viele Tiger da drin, die springen an das Gitter hin, da meint man, es fällt alles ein, aber das ist so massiv. Da kann man eine Boa constrictor, eine Riesenschlange sehen. Die hängt einfach herunter. Es kommen die Wärter und gehen ruhig vorbei, die Schlangen machen



Taku-Forts innen (oben) und von außen. Aus: China in Convulsion (1901). Foto: gem

nichts. Die giftigen Reptilien, deren es viele gibt, sind dazu da, die Wärter haben Stäbe, die vorne gespalten sind. Die drücken sie hinunter, und die Schlange oder das Reptil hängt da drinnen. Das hat mir sehr gut gefallen.

Abends um vier Uhr mußten wir wieder auf dem Schiff sein. Am anderen Tag hat es geheißen, heute könnt ihr woanders hingehen. Da war seitwärts so eine Anhöhe, ich habe gesagt: „Wir sind arme Leute, wenn man da hinaufgeht, da sind meistens nur die Reichen droben.“ Aber was haben die für Ananasfelder! Die großen Ananas, nicht die Erdbeerananas, die wir kennen, sondern die großen mit den Stacheln. Die Leute waren so nett zu uns. Wenn da eine Frau gesehen hat, daß wieder ein Trupp Soldaten kommt, hat sie einfach einen Kübel voll Wein oder sonstige Getränke herausgestellt und hat gesagt oder angedeutet, daß wir trinken sollen. Wir konnten nicht englisch. In Singapur mußten wir drei Tage bleiben, um abzuwarten, wo wir anlanden. Denn allmählich ging es jetzt hinüber in das Gelbe Meer – ins Chinesische Meer. Es fehlt noch weit, aber es ist die Richtung. Den Wald von Singapur nehmen wir, die wir bis jetzt südlich gefahren waren, bis eineinhalb Grad nördlich des Äquators, so geht's von Singapur aus nördlich. Da kommen die großen Inseln Borneo, Java, die Philippinen. Die ganzen Inseln da hinauf passiert man und sieht sie nur vom Wasser aus. Man sieht Leute, die mit ihren kleinen Auslegerschiffchen aus Baumrinde, links und rechts einen Balken und Bambusstangen als Ausleger, damit sie nicht kippen können. So fahren viele umher. Die sind vertraut mit der See. Es gibt auch viele Verluste dabei, wenn es eine Brandung auf ein Riff schmeißt, da ist das Schiff auch kaputt.

Nun fahren wir in das eigentliche Chinesische Meer. Das Gelbe Meer hat den Namen nur dadurch, weil die Flüsse alle gelbes Wasser führen. Interessant ist es in Indien. Vom Meer aus sieht man das Himalaja-Gebirge. Aus unheimlich weiter Entfernung sieht man Eisberg an Eisberg. Es schimmert alles, weil das Gebirge von lauter Eis umgeben ist. Die Landschaft selber hat mir nicht gefallen, lauter Hütten wie unsere Pferchkarren, nichts anderes sieht man nicht, mit Palmzweigen zugedeckt, und die Hütte ist fertig. Wie die Leute da nur zufrieden sein können, verstehe ich nicht, bei uns wäre man es jedenfalls nicht. Nun kamen wir an den Jangtsekiang, das ist die Einfahrt nach Schanghai. Es ist verboten für die Kapitäne, ohne Lotsen den Jangtsekiang heraufzufahren, weil er ein sehr reißender Strom ist und eine starke Strömung hat, die viel Erde und ungeheuer viel Geröll und Sand mitführt. Unser Kapitän ließ Anker werfen. Da fiel ein Kanonenschuß, der ist ziemlich über unser Schiff hinweggepiffen. Das war eigentlich der



Erstürmung der Taku-Forts. Russische Postkarte von 1901. Foto: gem



Fritz Neumann (1881–1919), Die Eroberung der Taku-Forts. Foto: gem

erste Kanonenschuß, der mir über den Kopf hinweg ist. Im selben Moment tauchten drei Rauchfahnen auf. Es war ein japanisches Kriegsschiff mit drei Schloten, das kam direkt auf uns zugesteuert. Unser Kapitän hat die Flagge nicht gezogen. Ich habe gemeint, der Japaner rennt uns in Grund und Boden, endlich hat unser Kapitän die deutsche Flagge gezogen. Der hat eine Schwenkung gemacht, und fort war er wieder. Die Kreuzer haben eine ungeheure Geschwindigkeit. Aber ein Lotse kam nicht. Die haben Befehl, wenn ein Schiff einfährt, daß sie es in Empfang nehmen. Der Kapitän fuhr nun ohne Lotse, wunderbar, die haben gesehen, der Rest ist breit, ungefähr etwas weiter wie bis nach Augsburg hinauf hat er eine Breite. Man sieht nicht links und rechts überall das Ufer.

Unser Kapitän ist raufgefahren und kam glücklich nach Schanghai, warf Anker, wie er den Befehl bekommen hatte. Die chinesische Flotte in der Wusungmündung, das ist ein Nebenfluss vom Jangtsekiang und hat vielleicht eine Breite von fünf bis sieben Kilometer, das sind Stränge, und die kommen alle aus dem Himalaja-Gebirge. Der mußte seinen Standort ändern und sich einen anderen Platz aussuchen. Aus welchem Grund, weiß ich nicht. Uns wurde gesagt, weil die chinesische Flotte von der deutschen Flotte in der Wusungmündung blockiert war, die war dort eingeschlossen. Uns war das gleich, wir wären lieber nach Schanghai ins Astorhaus und hätten uns da ein bißchen unterhalten. Zwei Tage waren wir da, dann kam endlich der Befehl, daß wir in Tonking (Tanggu) ausgeladen werden, die nächste größere Stadt ist Tientsin (Tianjin), die liegt allerdings 70 km von Tonking entfernt, und die Einfahrt von dem Fluß heißt Peiho, die ist geschützt gewesen von den Tonkingforts (Taku-Forts), das sind permanente Vorwerke, alles in Felsen gehauen aber die hat das deutsche Kanonenboot Iltis schachmatt gesetzt. Der [Kapitän] ist dazwischen hineingefahren und hat in die Schutzscharten hineingeschossen. Der ist auch 2 km breit, ist in der Mitte drinnen und schießt mit seinen 8,8 in die Schußscharten, direkt auf die Geschütze hinein. Der hat sich niedergekämpft, er hat böse ausgesehen, die haben mit 21 herübergeschossen, der hat auch Löcher gehabt, und der Kapitänleutnant Lanz, der hatte einen Fuß ganz weg, ich glaube daß er zwei künstliche Füße gehabt hat. Jetzt sind wir auf der Reede von Tonking, das ist unser Ziel. Die Schiffe selber, die großen, schweren konnten nicht hereinfahren. Schiffe von bis zu fünf Meter Tiefgang fahren den Peiho herauf bis nach Tientsin. Das Schiff hatte acht Meter Tiefgang gehabt, das konnte über die Sandbarren, der Peiho allerdings kommt vom Transhimalaja, nicht vom Himalaja-Gebirge. Wir konnten nicht hinein und mußten mit leichtem Lauf befördert

werden, das ist eine schöne Arbeit, aber mir wäre es lieber gewesen, wir hätten aussteigen können, als wie in den Fallenweg hinauf und hinunter, aber es ging wohlweislich alles sehr gut, und es ist nichts passiert und wir sind dann endlich einmal auf festem Boden gewesen und haben die Knie langgemacht, jetzt mache ich noch keine solchen wie da, denn wir waren alle bocksteif.

II. Teil

Wir landeten bzw. warfen Anker auf der Reede von Tonking, um von dort in das Land der Mitte zu marschieren. Daß das nicht so leicht geht, daran sind die Flußläufe schuld, die sich dort in das Meer ergießen. Vor Tonking ist eine Sandbarriere in der Breite von vielleicht zwei Kilometern, welche bloß Schiffen zu vier Metern Tiefgang erlaubt, darüber zu kommen. Während unser Schiff acht Meter Tiefgang hatte, infolgedessen auf der Reede – also weit entfernt vom Land – Anker werfen mußte. Ein trauriger Anblick kam uns dort vor die Augen. Das deutsche Kanonenboot Iltis, das als Flußkanonenboot in Peiho von Tientsin nach Tonking Patrouillendienst leistete und die Tonkingforts niedergekämpft hatte, das dabei aber kolossalen Schaden erlitten hatte, wobei auch schwere Verwundungen hingenommen werden mußten. Besonders ihr Führer Kapitän Lanz, der beide Beine verloren hatte, gab das Kommando jedoch nicht auf, saß auf der Kommandobrücke im Lehnstuhl und gab dort seine Kommandos weiter. Es glückte ihm, mit seinen 8,8 cm-Geschützen die beiden Forts niederzukämpfen. Mit Unterstützung der Mannschaften, die die Panzerkreuzer zu Lande ausgeschiedt hatten, um die beiden Forts gleichzeitig im Rücken anzugreifen. Es war traurig. Das Schiff schaute aus wie ein Sieb, es war so durchlöchert, aber es hat standgehalten und brachte es fertig, sämtliche Geschütze der Forts zum Schweigen zu bringen. Allerdings fuhr er direkt vor die Geschütz-mündungen hin, aber der Peiho hat eine Breite von über 1 km, und da fuhr er dazwischen hinein und schoß mit seinen Kanonen in die Schußscharten. Durch die Landungstruppen sind dann die Chinesen gezwungen gewesen, die Forts zu räumen und fluchtartig weiter nach Norden zurückzuweichen. Nachdem die sogenannte Einfahrt jetzt frei war, kamen abends zwei „Leuchter“, das sind Flußdampfschiffe, die 1000 bis 1200 Mann aufnehmen können, um über die Sandbarriere wegzukommen und in das Land oder Flußinnere zu fahren. So kamen auch wir wohlbehalten an den beiden Forts vorbei und landeten oberhalb der Forts, wo wir ausbarkiert wurden



Abfahrt deutscher Soldaten von Tientsin. Postkarte von 1901. Foto: gem

und unsere Zelte aufschlugen, um Lager zu machen. Wir waren froh, als wir das Schiff verlassen konnten und wieder festen Boden unter uns hatten. Das kann sich ein jeder denken, denn ich glaube, daß wir momentan nicht im Stande gewesen wären, eine Stunde zu marschieren. Denn das Schwanken des Schiffes und die breitspurige Gangart auf dem Schiffe richtet die Glieder so zu, daß man an Land kaum mehr laufen kann, und wir waren froh, als die Zelte aufgeschlagen waren und wir uns in unsere Zelte zurückziehen konnten.

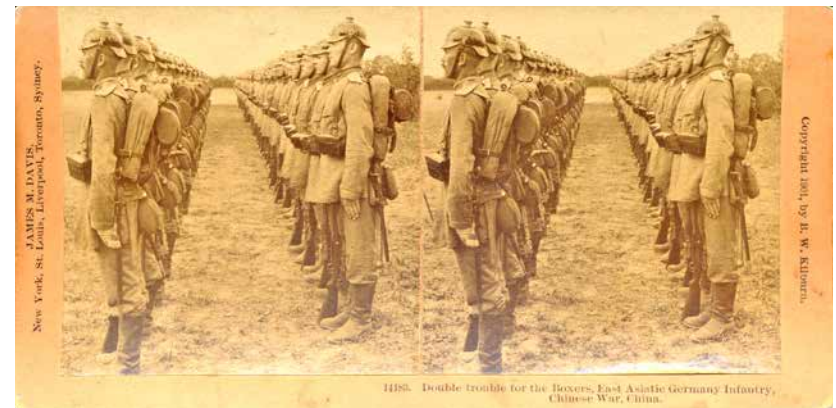
Am anderen Tag morgens acht Uhr kam der Befehl, die Bataillone haben zehn Kilometer ohne Gepäck zu marschieren. Das war wohl eine der größten Anstrengungen, die wir machen mußten. Diese zehn Kilometer, es sind nur zwei Stunden, wenn ich retour muß, sind es vier Stunden, aber wir waren todmüde, als wir wieder in unsere Zelte kamen. Die Verpflegung als solche war gut, und am anderen Tag mußten wir mit Gepäck wieder zehn Kilometer marschieren. Das war schon etwas zuviel, denn bekanntermaßen hat ein jeder noch gewisse Sachen bei sich, die er im Tornister verstaute, die Kleidersäcke blieben allerdings zurück, aber es war eben doch eine schwere Last auf den Schultern, und abends sah man keinen, der vor das Zelt gegangen ist. Wir sind alle hin – auch ich –, wir haben uns zum Schlafen

niedergelegt. Nicht einmal alle sind zum Menagieren (= Essenfassen) angetreten. So blieben wir denn drei Tage unmittelbar hinter den Forts. Am dritten Tag konnten wir die Forts besichtigen, doch was versteht der Laie oder Infanterist von permanenten Vorwerken, wie es diese beiden waren. Wie die Chinesen die gebaut haben, ist mir heute noch ein Rätsel, denn auf Hunderten von Kilometern finden Sie keinen Stein, und die Forts waren aus Quadern mit ungeheuren Ausmaßen gebaut worden. Am dritten Tag kam abends Befehl, alles bereitzuhalten. Es wurde der Marsch nach Tientsin angetreten, das sind 70 Kilometer von Tonking bis zu dieser Millionenstadt. Aber es ist anders gekommen als wir glaubten. Wir meinten, wir müßten zum Fußmarsch antreten, aber es kamen wieder die Flußdampfer, und wir wurden nur einbarkiert und wurden diese 70 km bis zum Kai von Tientsin gefahren. Dort landeten wir und bezogen westlich Tientsin ein Barackenlager. Das war schön gelegen, hoch, luftig, und wir hatten Platz. Eine aufgebaute Halle reichte für eine Kompanie, also für 200 Mann. Jetzt hatten wir eine Unterkunft und mußten nicht fürchten, im Freien zu schlafen. Aber ich kann euch sagen, ich habe in der zweiten Nacht schon vor dem Zelt geschlafen, denn 200 Mann auf einem Haufen zusammengedrängt ohne jede weitere Lüftung, so war ich froh, kalt war es nicht, und da wickelte ich mich in meine Lagerdecke und habe mich draußen zum Schlafen hingelegt und dort auch wirklich sehr gut geschlafen.

Dann kam der Befehl vom Armeekommando vom Feldmarschall Waldersee,⁶ der den Oberbefehl über sämtliche Truppen hatte, die an der Expedition teilnahmen. Daß wir sehr viele Truppen waren, beweist das, nachdem die Russen 150.000 Mann und die Japaner 15.000 Mann in dieses Treffen schickten, während von deutscher Seite 23.000, von den Franzosen 20.000, von den Amerikanern und Italienern und anderen kleineren Nationen eben überall Detachements in der Stärke von 2000 bis 3000 Mann sich an dieser Expedition beteiligten. Bei uns oder von der deutschen Abteilung war ein deutsches Reiterregiment, also hoch zu Ross auch in China. Doch mußten sie ihre Rösser bald aufgeben. Denn unsere Pferde gingen am Klima und an den Witterungsverhältnissen zugrunde. Dann kam der Befehl, jede Kompanie soll einen Zug Berittene Infanterie bilden. Das war etwas Neues für uns. Ich meldete mich sofort, es hieß: „Schau, daß du ein Pony bekommst!“. Wir sind ja auf Pony beritten gemacht worden. Am selben Tag hatte ich schon ein wunderbares Pony. Ich habe es aber nicht gekauft. Aber es war ja erlaubt, denn in gewisser Weise lautete der Auftrag, wir hätten zu schauen, daß wir eben

eines bekommen, und die Löhnung war ja nicht gerade schlecht, aber doch nicht so viel, daß man sich Pferde hätte kaufen können. Nachdem ich nun ein Pony hatte, mußte ich auch einen Sattel haben, den wir vom Reiterregiment übernehmen konnten, soweit sie eben vorhanden waren. Der Zug war in drei Tagen vollzählig. Die 70 Mann hatten Ponys, zum Teil ein paar Maultiere, die kein Pony bekamen, die nahmen eben Maultiere, die ja genauso widerstandsfähig sind wie die Pferde selbst und die Ponys. Unser Führer war Herr Leutnant Pitloff (Bütrow?). Der war vom 15. Regiment in Neuburg, ein geborener Donauwörther, denn seine beiden Tanten wohnten neben dem Bäcker Schneller, der hatte zwei Häuser,⁷ oben die Bäckerei und unten, da waren die beiden Tanten vom Herrn Leutnant, dort wurde er auch aufgezogen, und die beiden Tanten hatten ihm auch die Möglichkeit gegeben daß er die Offizierslaufbahn beschreiten konnte. Ein guter Mann und ein sehr tüchtiger Offizier. Jeder Mann hatte Zutrauen zu ihm, und man konnte sich auf sein Wort verlassen. Während unser Hauptmann vom 3. Regiment ist, und zwar von der 2. Kompanie, Hauptmann Freiherr von Feilitzsch, er hatte ein Alter von 55 bis 60 Jahren, aber immer noch Hauptmann, denn er hatte nicht weniger als 40 Jahre gedient. Zurückversetzung, und zwar wegen Mißhandlung seiner Untergebenen und auch wegen sonstiger Vergehen. Sein Bruder war Oberst vom 19. Regiment in Erlangen, seit zehn Jahren im Amt, und ein anderer Bruder von ihm war bayerischer Kriegsminister, und trotzdem konnte der Mann nicht Karriere machen. Bayerischer Kriegsminister war von 1896 bis 1904 Freiherr von Feilitzsch. Er konnte nicht vorrücken, weil eben Disziplinarstrafen in einem ungeheuren Ausmaß auf seinen Schultern lasteten. Für uns kam er nun weniger in Frage, weil wir unter Befehl von Herrn Leutnant Pitloff eine Sonderabteilung bildeten und sehr selten bei der Kompanie auch bei Appellen anwesend waren. Das nur nebenbei bemerkt.

Nun will ich zuerst über die Bodenverhältnisse und über die Leute sprechen. Was kann man hier sagen? Ein Kulturland wäre es wie wohl nicht leicht, denn es ist lauter Schwemmland, was Sie hier treffen, leichter Boden und trotzdem kolossal ertragreich. Ungeheure Mengen von Gerste, Mais und Gau Lian, das war eine Hülsenfrucht, werden da angebaut. Aber unter welchen primitiven Verhältnissen! Zwei Kulis ziehen einen hölzernen Pflug, keinen aus Eisen, das gibt es da nicht, trotzdem daß China so reich an Metallen und an Erzen ist. Die ziehen den Pflug, und dann wird die Frucht einfach zugepackt, und im Mai ist die erste Ernte, da wird Gerste geschnitten. Das ist unheimlich, wie der Boden Früchte trägt. Wenn man da einen Stadtgarten sieht, was die für schöne Gemüse und Sachen



Double trouble for the Boxers, East Asiatic German Infantry Chinese War.

Postkarte von 1901. Foto: gem

haben – hauptsächlich Zwiebeln und Lauch, das gehört bei denen zu jeder Mahlzeit. Die Bodenverhältnisse sind geradezu ideal.

Was anderes sind die Verkehrsverhältnisse, Sie können wohl 1000 km gehen, Sie kommen auf keine Bahnstrecke. Wie ich drüben war, gab es eine einzige Bahn von Peking nach Tsingtau, und die wäre nicht gebaut worden, wenn nicht in der deutschen Kolonie Tsingtau ungeheure Kohlenfelder gewesen wären. Aber da wurde eine Bahn gebaut, das ist die einzige gewesen, und während unseres Aufenthaltes von zwei Jahren wurde noch eine von Peking nach Baodingfu, wieder in eine Millionenstadt, gebaut. Alle Städte über 20.000 Einwohner sind mit starken Mauern umgeben, es sind lauter Festungen mit Mauern umgeben, wo sie oben in Gruppenkolonne spazieren gehen können. Mit Schießscharten versehen und allem Möglichen. Aber diese sind alle nicht zum Meer ausgerichtet, sondern alle nördlich, und zwar gegen die Einfälle der Tartaren. Diese sollen früher auch die große Chinesische Mauer gebaut haben, bloß wegen den räuberischen Einfällen der Tartaren und der Mongolen.

Nachdem wir uns einigermaßen eingelebt hatten, kam der Befehl, das Bataillon oder das Regiment – das führte Herr Oberst Hofmeister, das war ein Badenser – marschierten wir nach Aulingfu, das ist ein Fußweg von Tientsin von 100 Kilometern. Nur wir Berittene sagten, das macht uns nichts, auf das Pferd kann man sich hinaufsetzen, wenn man es am ersten Tag nicht erreicht, dann am zweiten. Dann kam ein anderer Befehl. Die berittenen Abteilungen haben die Dschunken zu führen mit Pferden. Die

Pferde wurden auf die Dschunken verladen. Natürlich hat ein jeder den Kopf geschüttelt, wie kommt es, daß man da nicht Infanteristen nimmt? Da muß ich noch etwas zurückgreifen. In der Kriegsschule in Tientsin – die liegt auch am Peiho –, da hatten wir unmittelbar unser Lager aufgeschlagen, da waren 250 Kadetten, also Offiziersanwärter der chinesischen Armee, und nachdem die Tonkingforts gefallen waren, zogen die Offiziere ab. Den Fähnrichen und den Kadetten wurde es überlassen, dazubleiben oder zu verschwinden. Zudem der Abrichter dieser Abteilung also der deutsche Instrukteur war, Oberst Richter vom 4. Regiment, von Metz das 4. Regiment, und kam als Instrukteur zur chinesischen Armee. Sie wollten sich nach preußischem oder deutschem Muster ausbilden. Wie das auch in Japan der Fall war, die hatten alle deutsche Instrukteure. Diesen Oberst nahmen natürlich die Herren chinesischen Offiziere mit, und da hieß es, er sei noch nicht weit, und so hatten wir den Auftrag mit unseren Pferden auf Dschunken zu gehen und im Kaiserkanal – also Kanäle gibt es hier mehr als Fahnen – durch ganz China hindurch, dabei auch Hauptkanäle, dazu gehört auch der Kaiserkanal. Da mußten wir abends, wenn wir um vier Uhr nachmittags mit den Dschunken anlegten, zu Roß die Umgebung absuchen, ob wir nicht eine Spur vom Herrn Oberst Richter finden würden. Es glückte uns am zweiten Tag, eine Spur zu finden, aber die Chinesen waren auch schlau. Als wir auf die Ortschaft zuritten, setzten sich die chinesischen Offiziere ab. Wir mit unserem Oberst sind unten hinein, und die sind oben zum Dorf hinaus, waren also wieder entwischt. So kamen wir nach Baodingfu und hatten unseren Oberst nicht gefunden. Wir konnten aber Nachricht erhalten durch Überläufer, daß dem Herrn Oberst kein Leid geschieht oder sonst etwas, aber sie wollen haben, daß er bei ihnen bliebe. Nun begann in Baodingfu, wo sich ungefähr nach meiner Berechnung 5000 deutsche Soldaten angesammelt hatten, die Patrouillentätigkeit, die auch wieder bloß die Berittene Infanterie übernehmen konnte. Nach allen Richtungen hinaus wurden Patrouillen geschickt, ob man nicht etwas von dem chinesischen Heerführer – General Ma – finden könnte. Es liefen verschiedene Meldungen ein.

Diese 250 Kadetten, die hatten keinen anderen Wunsch, als bei uns Kuli zu machen. So erhielt auch ich bei meinem ersten Bericht einen chinesischen Kuli als sogenannten „Berater-Diener“. Die Unterrichtsstunden waren so vorgesehen, daß sie wöchentlich drei deutsche Stunden hatten. So konnte der Mann einigermassen gebrochen deutsch. Ich hatte die Gelegenheit, mich in der chinesischen Sprache [zu üben], so daß ich wenigstens die Hauptpunkte an die Chinesen richten konnte, also nach Weltverhältnissen,

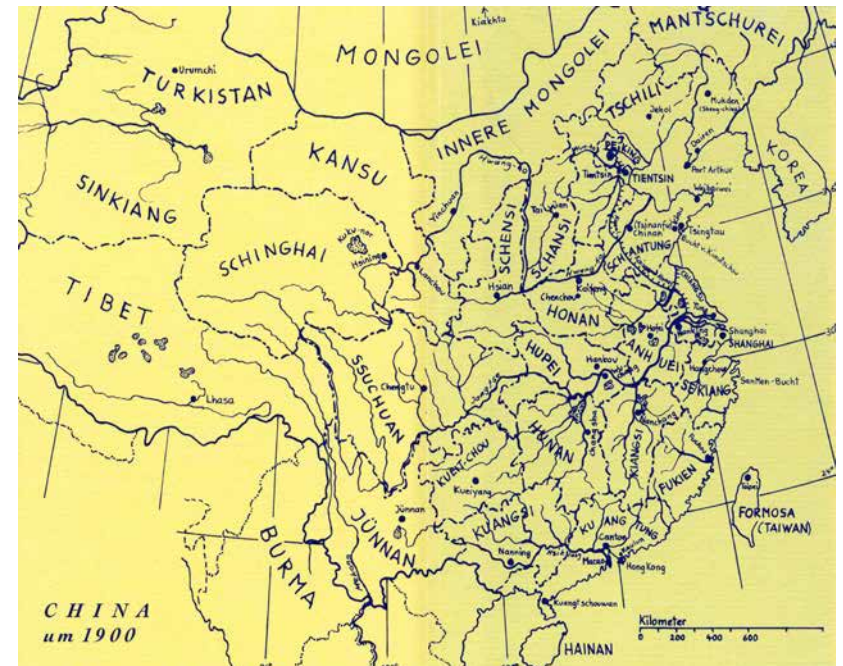
nach Entfernungen, nach der Zeit und nach dem Essen, wenn ich Einquartierung verlangt habe, konnte ich mich zurechtfinden, indem ich von meinem chinesischen Begleiter auf das kräftigste unterstützt wurde. Wenn es sich natürlich ein Chinese erlaubte und zu mir sagte wobodum, d.h. ich verstehe es nicht, der bekam von dem Chinesen die Reitpeitsche über den Kopf gezogen, so daß er gerne sagte dunkidunki, also er versteht es. Ich muß schon sagen, ich habe von diesem Chinesen auch gelernt, fast grob zu werden. Denn man kann nicht, wenn ich wo hineinreite und will mit dem Ortsvorsteher irgend etwas reden, und ich sage zu dem Kuli nikulik quaiquaidelai bendischenk quaiquaidelai, d.h. du Kuli geh zum Ortsvorsteher, er soll sofort zu mir kommen. Da hat es halt auch manchmal geheißen, wobodum, er versteht es nicht. Ich habe halt dann auch zur Reitpeitsche gegriffen, die jeder bei sich hatte, und ihm ein paar über den Kopf hinübergezogen oder manchmal nur über den Rücken. Dann war es meistens so, daß sie eben doch sagten dumdi.

Ebenso achtete es einen Mandarin vielleicht 3. oder 4. Klasse nicht anders, als wenn ich zu dem hineinkam und sagte, choersch vaelegwabem, da sind zwölf deutsche Soldaten, die wollen in diesem Haus schlafen, und er sagt, womio, d.h. nein – ein paar Hiebe, und siehe da: dunki ... Und wenn ich dann gefragt habe, haudischoscho, d.h. essen, da war es genauso, wenn man gesagt hat, womio, dann hat er eine Wuscht über den Rücken bekommen. Aber es ist wirklich fast beschämend, aber man konnte mit diesen Leuten nicht anders verfahren, denn Gutmütigkeit war am verkehrten Platz.

In Baodingfu kam nun eine Nachricht, daß in einem Kloster ca. 60 km östlich Missionare ermordet worden waren. Das war kein christliches Kloster, sondern ein Kloster des Konfuzius gewesen. Also das sind Konfuzianer, so wie es die Mohammedaner gibt. Angehörige also der ältesten Religion der Welt, weil schon 1000 Jahre vor Christi Geburt eben Konfuzius gelebt hat. Also die berittene Abteilung des 2. Bataillons, das sind vier Züge, also über 220 bis 300 Mann wurden in das Kloster vorausgeschickt. Wir kamen auch glücklich im Kloster an, doch es war bis auf vier Ausnahmen leer. Die konnten nicht mehr fliehen, warum, das weiß ich nicht, und ausgerechnet diese vier waren diejenigen gewesen, die die Missionare erschossen hatten. Die Kerle wurden übers Kreuz mit den Zöpfen zusammengebunden, das war die Fesselung. Leider ist es halt anders gekommen. Die anderen konnten samt und sonders, weil sie einen unterirdischen Gang durch einen Berg gefunden hatten (ungefähr wie der Berg nach Zirgesheim hinunter), da hatten sie sich aus dem Staub gemacht, eben bis auf diese vier. Wir waren nicht zufrieden, sondern wir legten an die untersten Räumlichkeiten des Klostergebäudes

Feuer, der Wind war sehr günstig, das Kloster ging am Berghang hinauf, und es dauerte nicht lange, dann brannte das ganze Kloster, denn es war ja nur aus Holz gebaut. Durch dies haben die umliegenden Dörfer, und die Leute sind alle auf dem Berg gewesen und haben die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und meinten, jetzt sind wir alle miteinander kaputt, weil uns der Konfuzius alle miteinander totschrägt. Aber da geschah nichts. Wir nahmen unsere vier Gefangenen, konnten sie auch wirklich ziemlich weit vom Kloster weg bringen. Auf einmal waren alle vier auseinander, und jeder sprang in eine andere Richtung davon. Hatten die Lumpen alle falsche Zöpfe? Eine Bestrafung besteht nach chinesischem Recht doch darin, daß ihnen die Zöpfe abgeschnitten werden. Wer keinen Zopf mehr hat, ist vogelfrei, das waren also jedenfalls schon Verbrecher, sonst hätte man ihnen die Zöpfe nicht abgeschnitten. Also kurz und gut, die vier Zöpfe fielen zu Boden, und die vier Männer sind auseinander. Was hatte das für einen Wert? Wir sind auf unseren Pferden gesessen. Als wir zurückkamen nach Baodingfu, hatte der Mandarin 2. Klasse, ein sogenannter Vizekönig, den Befehl zur sofortigen Enthauptung gegeben. Es gab kein Gerichtsurteil und gar nichts. Da kam der Scharfrichter mit seinem breiten Schwert und einen Block dazu, und einer nimmt den Mann beim Kopf und der haut herunter und schmeißt den Kopf ins das Publikum hinein, das zuschaut. Sobald der Kopf abgeschlagen war, warf ihn ein anderer ins Publikum hinein, bis alle vier bestraft waren.

Das Leben in Baodingfu wäre ja herrlich gewesen, aber leider kam bald der Befehl: Ausrücken an die große Chinesische Mauer. Denn es waren Nachrichten eingetroffen, daß an verschiedenen Stellen der großen Chinesischen Mauer reguläre chinesische Truppen unter General Ma wieder auf die Provinz herüberwechselten. Nun hieß es, weiter vor. Wir erhielten den Auftrag, von Baodingfu, das sind ungefähr 140 km, über Wontsien nach Kantsien zu marschieren. Das ist ein Städtchen von vielleicht 25.000 Einwohnern, aber auch von einer sehr starken Mauer umgeben. Dort verbrachten wir den Winter, der im Dezember einzieht und bis Ende Januar andauert. Also im Gebirge selber fiel viel Schnee, während im Flachland ein Sauwetter war, kein richtiger Regen und auch kein Schnee. Wir konnten dort den Winter verbringen, nun kam aber der Befehl, dass der Gegner weiter vorgerückt ist über die Mauer, und zwar in der Talsperre Kuangjang (Xuanhua), das ist eine ziemliche Stadt und sehr stark befestigt, als Talsperre ausgebaut. Nun kam das bayerische Bataillon und erhielt den Befehl, den Gegner wieder aus Kuangjang über die große Chinesische Mauer zurückzutreiben. Wir hatten Aufklärung;



wir mußten vorausreiten, um aufzuklären, und nachdem wir den Gegner gestellt hatten, wurden die Meldungen zurückgeschickt. Unterdessen kam jedoch vom Hauptquartier der Befehl, den Gegner nicht anzugreifen, sondern in den Verhandlungen, die mit der Regierung in Peking gepflogen wurden, sich eventuell auf friedlicher Basis durchzusetzen. Die Infanterie war aber schon so in das Gefecht verwickelt, daß sie sich nicht mehr lösen konnte, außer und die von ihr besetzt gehaltenen Positionen und die Fährte aufzugeben. Das wollten unsere Führer und speziell der Herr Leutnant Bütrow (Pitloff?) nicht. Deshalb schickte er die Meldung zurück an das Bataillon, daß es nicht mehr möglich sei, aus der Umklammerung der Chinesen herauszukommen, denn sie hielten uns wirklich umklammert. Wir standen mitten unter den Chinesen, aber was ist das für eine Geschichte: In geschlossenen Formationen rückten sie an, wie wir am Exerzierplatz, beim Bataillon oder bei der Kompanie exerzierten. Das war ein Mord! Die fielen um, wie Ährenhalme unter der Sense. Leider trat der Fall ein daß wir uns verschossen haben. Wir lagen unge-

fähr eineinhalb Stunden, nur die Berittenen, vorne, und keiner hatte eine Patrone, das war misslich. Auch hier wußte der Herr Leutnant Bütrow Bescheid. Wie die die blanke Waffe auf dem Gewehr gesehen haben, sind sie wie die Hasen gesprungen. Die, die hinter uns gekommen waren, die hat man vom Pferde heruntergeholt, also geschossen, und wie wir an die ersten Gefallenen hinkommen – die lagen ja haufenweise da –, die hatten nämlich Gewehr 88, während wir Gewehr 98 hatten. Jetzt hatten wir wenigstens Munition, mußten aber einzeln laden weil wir (...) und die hatten Rahmen. Aber das Feuer konnte auch wieder eröffnet werden. Unterdessen kam die Meldung zum Bataillon zurück, und Herr Bataillonsführer Maier Graf Hohen(l)au sagte: „Ich lasse meine Leute nicht im Stich“, und rückte mit dem ganzen Bataillon und einer Gebirgsbatterie zu unserer Unterstützung vor. Die ersten, die zur Unterstützung kamen, war die Batterie, und als diese abrutschten, natürlich auf eine Entfernung von 1000 m in so viele Leute hinein, könnt ihr euch denken, und gingen fluchtartig weiter zurück, aber mit ihrer Fluchtartigkeit haben sie uns auch mitgenommen, weil hinter uns auch Chinesen gestanden sind. So sind wir mit den Chinesen durch die Tore nach Kuangjang gekommen. Also nach uns kamen noch ziemlich viele Chinesen, aber die kümmerten sich um uns nicht. Wie wir auf die Hauptstraße, die von Nord nach Süd geht, kamen, standen unsere sämtlichen Rösser auf der Straße, und es fehlte aber auch gar nichts. Die haben dann fluchtartig die Stadt verlassen beim Nordtor hinaus und auf und fort von unserer Artillerie.

Hier spielt sich eine Episode ab, welche von größter Bedeutung war. Hauptmann Freiherr von Feilitzsch, unser Kompaniechef, erhielt vom Bataillon den Auftrag, unten am Fluß vorzurücken und zu schauen und mit uns, der Berittenen Infanterie, Verbindung aufzunehmen. „Herr Major, ich glaube, es ist noch zu stark besetzt.“ Dreimal (erhielt er) den Auftrag, und er rückte nicht vor. Also jetzt hatte Herr Leutnant Bütrow einen Grund gehabt (zur) Beschwerde zum Generalstab und zum Oberkommando. Weiters an nichts gedacht, denn das geht ja den Hansel nichts an, was die Herren Offiziere da machen. Wir warfen den Gegner sogar noch über die große Chinesische Mauer zurück, und dann kam der Befehl: „Es darf kein deutscher Soldat die große Chinesische Mauer überschreiten. Sie haben den Rückmarsch wieder anzutreten“ – das war auch der Fall. Wir marschierten zurück nach Kuangjang, und das war, wengleich unser Hauptmann wegen Feigheit schon gemeldet war, schaffte er es noch, mit seinem gespornten Stiefel den Leuten auf den Füßen herumzutrampeeln. Aber nicht bloß der Mannschaft, sondern auch der Offizier mußte



„Germans To The Front!“ Gemälde von Carl Röchling, aus: *Bilder deutscher Geschichte*. Hrsg. vom Cigaretten-Bilderdienst, 1936.

das erfahren. Das war in dieser Beziehung ein ganz gefährlicher Mensch. Da ist (hat) der Mensch erst angegangen (angefangen) beim Graf, er war ja zufällig einer, der andere war (...) Ich kam zurück und dachte mir, jetzt hast du einmal eine Zeitlang eine Ruhe. Unterdessen kam Herr Leutnant Bütrow und sagte: „Sie haben die besten Pferde, demzufolge haben sie sofort bei der Nacht nach Baodingfu zu reiten. Da haben sie mein Schreiben!“ Drei Kreuze waren (auf) dem geschlossenen Kuvert, die alten Soldaten wissen, was das bedeutet.⁸ Es paßt mir gar nicht, und ich mußte auf Antwort warten. Wir müssen gleich wieder fort. Da haben sie auch geschimpft, aber wenn man Soldat ist, muß man den Mund halten. Da sagte der Herr Leutnant zu mir: „Selzle, holen Sie aus den Pferden heraus, was geht, wenn sie kaputt sind, in Wangsieng stehen neue Pferde bereit“, da werden die Pferde gewechselt. Nach der Hälfte der Strecke von 70 km haben wir am anderen Tag in Wangsieng die Pferde gewechselt, und abends um 10 Uhr war ich in Peking. Da kam ich doch jetzt zum Generalstab, weil zu dem wollte ich ja nicht, ich wollte zu unserem Divisionär und dem die Sache abliefern. Als ich da noch verhandelt habe im großen Generalstab, kam einer daher wie Graf Waldersee: „Was wollen die Leute?“ – „Eine Meldung von der 8. Kompanie vom Infanterieregiment Nr. 4.“ Er nimmt die Meldung entgegen, macht sie auf und liest. „Ja,

Sie müssen Antwort bringen.“ – „Jawohl!“ – „Warten Sie einen Augenblick. Wo sind ihre Pferde?“ Ich sagte: „Die sind abgerieben, mit denen kann ich nicht zurück ich brauche frische Pferde.“ Er hat einen Befehl gegeben, die 12 oder 13 Pferde, die wir benötigten, die waren, bis er geschrieben hatte, auch da. Wir haben das Schreiben entgegengenommen, sind auf unsere Pferde gestiegen und wieder heim. In zwei Tagen war ich wieder in Wangsieng und habe dort Leutnant Bütrow das Schreiben übergeben. „Hurra!“ hat er gesagt. Da stand weiteres nichts drinnen (als) „Herr Hauptmann Freiherr von Feilitzsch hat sich sofort an das Generalkommando zu begeben. Herr Leutnant Bütrow ist einstweilen mit der Führung der Kompanie beauftragt.“ Jetzt natürlich verlangte der Herr Hauptmann Begleitmannschaft, also ich bin dran gekommen. „Ich kann nicht, ich habe jetzt zwei Nächte nicht geschlafen und muß jetzt erst einmal ausruhen“, sagte ich. Daß er mich nicht gefressen hat, war alles, aber ich habe mich nicht gefürchtet, ich dachte mir, du gehörst ja nicht mehr zu uns. Also dann hat er doch drei Mann bekommen, die ihn begleitet haben, aber da wäre er leichter alleine geritten, die haben ihn so dressiert, bis sie ihn nach Peking gebracht haben, daß auch der Herr Hauptmann Feilitzsch gewußt hat, was es heißt, die Leute zu plagen. Den haben wir natürlich nicht mehr gesehen. Er hat keine Abteilung mehr erhalten, und als wir heimkamen und unsere Expedition als solche beendet war, da hat es geheißen: „Hauptmann Freiherr von Feilitzsch aus der bayerischen Armee ausgeschlossen.“ Er hatte nichts mehr zu suchen. Den Plagegeist hatten wir weg.

Wir haben dann weiter nichts als Patrouillendienst gemacht bis zum 5. März. Dann ist der General Ma über den Yang-Engpaß herein. Der liegt 1800 m hoch. Wir waren die nächsten, wir müssen sofort vorrücken, also rücken wir vor, aber wir sind nicht die Paßstraße hinauf. Die Chinesen sind so schlau geworden, der hat eine große Findigkeit gehabt, Tretminen zu legen. Er hat die ganze Paßstraße mit Tretminen gespickt. Wir haben einen Umgehungsmarsch gemacht und sind auf den höchsten Gipfel. Dort, wo eigentlich von der großen Chinesischen Mauer nur Wachtürme stehen, da sind wir über den höchsten Gipfel hinweg und hinter der Chinesischen Mauer die Paßstraße hinuntermarschiert. Als Artilleriebedeckung hatten wir die Wand frontal angegriffen, und zwar waren es die Batterien des schweren Feldheeres, die dort zum ersten Mal zur Verwendung gekommen sind. Das sind 15er Langrohrgeschütze gewesen, also schöne Brocken. Die haben ja wirklich gut gearbeitet. Die eröffneten das Feuer, und wir kamen von hinten her. Was kann der Chinese tun, als



*Truppenbewegung 1900, aus: Bilder deutscher Geschichte.
Hrsg. vom Cigaretten-Bilderdienst, 1936.*

wie fortlaufen, was hat davonlaufen können. Wir sind nachts um 2 Uhr ausmarschiert von unserer Lagerstätte, und gedauert hat der Kampf bis nachmittags 3 Uhr, bis sie endlich vollständig über die Mauer hinüber sind. Dabei wurden sechs chinesische (Geschütze erbeutete). Die Schnellfeuergeschütze, also Revolverkanonen, waren ganz neue Geschütze von der Schützenfabrik von Hankau, aber was hatte das für einen Wert? Wie wir die Geschütze nahmen, waren die Zünder sorgfältig in Hobelspäne verpackt, die haben lauter Kugeln geschossen. Also hat es halt gekracht, die Kugel ist hinaus, aber was will die treffen – explodieren tut sie nicht. Ich weiß nicht, ob einer oder andere, also zwei von diesen Geschützen kamen ans Armeemuseum nach München, zwei erhielt König Umberto von



*China-Denkmuenze für Kombattanten,
1901. Foto: gem*

Italien, und zwei behielt seine Majestät Kaiser Wilhelm II. So wurden die sechs Geschütze verteilt, weil es eben ganz neue Geschütze waren, wo noch in keiner Nation oder bei einer Tätigkeit eingeführt war.

Uns freute es am besten, weil die Kampfhandlung selber war am 12. März, und die älteren Kameraden, die wissen doch alle, daß am 12. März der Geburtstag vom Prinzregenten war, also sogenannte doppelte Menage gegeben hat und auch dienstfrei, und wir konnten unserem Prinzregenten als Geburtstagsgeschenk das Niederwerfen und Zurückbringen über die große Chinesische Mauer unserem Prinzregenten als Geburtstagsgeschenk übergeben. Da haben wir vielleicht auch eine Freude ausgelöst.

Für mich war es weniger erfreulich, denn wir hatten fast zwei Tage gar nichts zu essen, und da habe ich angeordnet, jetzt verzehren wir den eisernen Bestand. Ich habe es dann gemeldet. Als ich zur Abteilung gekommen bin, da hat Herr Leutnant Bütrow gesagt: „Sie wissen doch, daß nur auf Befehl der eiserne Bestand angegriffen werden darf.“ – „Ja“, sage ich, „Herr Leutnant, das geht mich nichts an, wenn man Hunger hat, dann legt man sich hin und tut nichts.“ Er sagt, ich muß es halt melden. Da kam der Brigadekommandeur auch zu uns mit Unterstützung, und zwar ein Freiherr von Ketteler, ein Bruder des bekannten Ketteler, und dann ist er ermordet worden, und der Bataillonskommandeur Herr Major Graf von Moschla meldete sich. „Ja“, sagt er, „und wenn das ganze Bataillon den eisernen Bestand verzehrt hätte?“ – „Herr Major, ich würde es bloß begrüßen.“ Also jetzt war meine Strafe erledigt. Es kam bald Nachschub, so daß wir wieder unsere Verpflegung hatten, und mein eiserner Bestand wurde ohne weiteres ergänzt und wieder verteilt.

Nachdem sie über die Mauer gelangt waren, kam seitens der Regierung von Peking der Befehl an die Chinesen und auch an uns, es wird eine

50 Kilometer tiefe Zone nördlich der Chinesischen Mauer errichtet, die nur von deutschen Patrouillen begangen oder beritten werden kann. Kein Chinese hatte in dieser Zone etwas zu suchen, so daß wir eine Sicherheit hatten, daß die auf der großen Chinesischen Mauer stationierten Truppen in Ruhe ausschwärmen konnten. Nebenbei betone ich noch, wenn man die große Chinesische Mauer – viele meinen, es ist eine Sage – aber es ist keine. Die Mauer wird auch heute noch existieren, trotzdem daß sie schon vor Tausenden von Jahren aus Quadern errichtet wurde. Und wenn man bedenkt, wie der Durchgang an der Paßstraße am Yang-Engpaß aussieht: Sieben Tore hat die Mauer, und die gehen im Zickzack, und an jeder Ecke sind zwei Mörserrohre mit Pulverpfannen, an der Mauer hinten ist eine Nische, wo sich der Mann aufhalten kann mit der Lunte, und auf den Mörsern sind Pulverpfannen, darauf da liegen ein paar Steine, damit, wenn ein Wind geht, es das Pulver nicht herunterweht und er mit der Lunte wartet. Natürlich kamen wir von hinten, und die Mörser schauten nach vorne; die waren also für uns nicht gefährlich. Die, die in den Löchern standen mit den Luntten, die sind samt den Luntten zum Teufel gegangen, und die Schützrohre haben sie liegenlassen. Da hat man sie noch dazu mit Schuhnägeln und mit solchen Sachen geladen, also das Verderben in den Wasserrinnen (...) stürmen also durch die Tore durch. Oben sind, wenn man herunterschaut, da drinnen ein Hofraum, und droben sind die Schießscharten, damit die von der Mauer oben in die Höfe hineinschießen können. Also die Verteidigung als solche wäre da wunderbar. Aber wenn man von hinten kommt, der dumme Datequa, das ist der Deutsche, der kam von hinten her – da war es eben aus mit ihrer Kunst. Wir er hinten dann von dort los geht, Patrouillengänge innerhalb der neutralen Zone, und das war unsere letzte Arbeit. Denn wenn Sie denken, wenn ich einen Bericht gehabt habe, 14 Tage oder gar drei Wochen bin ich auf Selbstverpflegung angewiesen gewesen, habe mich selbst verpflegt, und das mußte doch alles bezahlt werden. Da hat es immer eine schöne Zahl gegeben.

Eine Gefechtshandlung muß ich noch erzählen, die allerdings uns angeht, doch hauptsächlich die Franzosen berührt. Die Franzosen hatten den [?] (das Mausoleum Qín Shíhuángdìs?) besetzt, der Führer der Franzosen war General Gallieni, auch nachmaliger Kriegsminister in Frankreich.⁹ Der führte die Truppen und mußte die sämtlichen Berittenen von unserem Regiment (anfordern), also das sind 16 Kompanien (Züge) gewesen. Wir waren ungefähr 700 Berittene Infanteristen, welche gegen den [?] vorrückten. Aber ein schauriger Anblick stand uns bevor. Wir kamen nachts an



Gedenkteppich. Foto: privat

und erreichten den Sha (?), das ist ein Fluß vielleicht 4- bis 500 m breit, aber nicht tief. Als wir dort hinkamen, da lagen 70 Franzosen, zum meisten Teil Legionäre, erstochen am Ufer. Nachdem kein Franzose mehr voring, forderte der französische General deutsche Unterstützung an. Das ist die nächste Unterstützung. Fahne gibt es keine, dann schickt man die Berittene Infanterie. So kamen wir 700 an. Als wir fast am Fluß waren, erhielten auch wir Feuer Sie waren noch auf dem linken Flußufer und eröffneten das Feuer. Die Kugeln sind über uns hinweg, getroffen hat da



Georg Selzle als Unteroffizier im Ersten Weltkrieg, um 1916, im Kreis seiner Familie, von links: seine Frau Anna, geb. Härpfer, Johanna, Gertraud, Maria, Theresia, Anni, gen. Nanne, und Georg.

keiner, den Kopf hinaus. Die Chinesen über den Fluß hinüber, sie konnten leicht durchwaten. und was noch das schönere war, durch die Flucht auf dem Wasser, im Mondschein waren sie als Silhouetten leicht zu sehen, und mancher Kopf verschwand, weil er eben von den Kugeln getroffen wurde. Wir natürlich sofort wieder auf die Pferde, über den Fluß hinüber, um sie drüben weiter zurückzudrängen. Das gelang uns auch. Unterdessen kamen auch Berittene von preußischen Regimentern. Derweil mussten wir eine Höhe nehmen, die auch mit der blanken Waffe genommen wurde. Als wir oben standen, war da ein Kranz von 23 Kanonen. Während preußische Unteroffiziere wohl mehr lernen als wir, die bayerischen, denn die sind auch bewandert gewesen in der Geschützbedienung. Die schraubten Zünder auf und drehten die Geschütze einfach herum und schossen mit ihren eigenen Geschützen auf die Chinesen. Das gab eine kolossale Verwirrung, aber trotzdem haben zwei Regimenter Chinesen versucht, nochmals anzugreifen, und zwar in geschlossener Formation. Das waren sogenannte Totenkopfreimenter, also die kein Pardon gegeben hätten. Aber was wollten sie machen. Der Kranz von Kanonen, und wir ließen sie heran bis auf 100

m, bevor wir endlich das Feuer eröffneten. 1000 Infanteriegewehre und 23 Kanonen donnerten auf sie hinein. Die wurden buchstäblich aufgerieben. So war auch diese Gegend vom Gegner frei, und wir konnten wieder zurück in unser Standquartier, was wir wirklich bedauerten, denn schöner war es, wenn man draußen auf Patrouillen war. Man hatte mehr Abwechslung. Wir fuhren wieder zurück, um einzelne Patrouillen zu machen, aber sonst im allgemeinen war es ruhig, und auch die Friedensverhandlungen wurden eingeleitet und führten zu unserem Vorteil.

Eine Episode gab es noch in Baodingfu. Da wurde von dem Posten beobachtet, daß nachts – die hatten zweispännige Wägen, daran waren zwei Pferde vorgespannt, aber nicht nebeneinander, sondern hintereinander. Da meldete der Posten, daß ein reger Verkehr herrschte, und da ging man dieser Sache nach. Jetzt lag noch ein ganzes aktives Regiment in Baodingfu, ohne daß jemand es wußte. Ein chinesisches Regiment, das wußte niemand, das ist eine ungeheuer große Stadt mit drei bis vier Millionen Einwohnern. Wie man da nachschaut, die haben sich ergeben, legten die Waffen ab, und man hat sie einfach davongejagt als Kuli, Gefangenschaft gab es nicht. Es sind die sogenannten Hindenburg (...) die Tels (Taels?), es hat welche bei uns im Ersten Weltkrieg gegeben, das war dann der Kriegsschatz von General Ma aufgeteilt in lauter Silberfäden, die schauten aus wie früher unsere Admiräle: vorne spitz, hinten spitz. Da gab es Tels von 5 Dollars bis hinauf zu 100 Dollars. Wir dachten, wir bekommen auch etwas davon. Da war aber nichts zu wollen, im Gegenteil: eine genaue Kontrolle und eine genaue Durchsuchung, als wir den Hof verlassen haben. Als Deutscher hat da keiner ein Stück mit hinaus genommen. Die wurden alle auf das Schlachtschiff Augusta hinuntergeschafft und fuhren nach Berlin. Das wollte ich nur nebenbei bemerken.